



WIE FREUNDSCHAFTS(UN)FÄHIG SIND WIR?

Ein erster Erkundungsgang

von Jan-Heiner Tück

«Sine amico non potes bene vivere:
et si Jesus non fuerit tibi prae omnibus amicus,
eris nimis tristis et desolatus.»

Imitatio Christi II, 8,18

Es gibt ein Wort, das vom sterbenden Aristoteles überliefert wird, ein testamentarisches Wort, das sich im *corpus* seiner Schriften nicht nachweisen lässt. Das Wort hat Epoche gemacht, es wird zitiert, wo über Freundschaft nachgedacht wird, und lautet: «Oh Freunde, es gibt keinen Freund.» Ein performativer Selbstwiderspruch? Den Freunden, die sich um den sterbenden Weisen versammelt haben, wird verkündet, dass es sie gar nicht gibt. Eine Zumutung zweifelsohne. Eine Zumutung, die aber auch den produktiven Anstoß enthält zu fragen, was denn Freundschaft überhaupt ausmacht, an welche Bedingungen sie geknüpft ist, was sie gefährden kann und woran sie möglicherweise auch Schiffbruch erleidet und scheitert. Freundschaften – auch das lehrt Aristoteles – können aus unterschiedlichen Motiven eingegangen werden: man kann den gemeinsamen Nutzen im Auge haben (*amicitia utilis*) oder die Steigerung von Lust und Vergnügen wollen (*amicitia delectabilis*). Von diesen strategisch motivierten Beziehungen, die sich durchaus einfädeln und herstellen lassen, hebt sich die emphatische Freundschaft ab, die als glückliche Kontingenz oder Gabe empfangen wird und die den anderen um seiner selbst willen wertschätzt (*amicitia honesti*). Doch ist diese Höchstform von Freundschaft nicht ein übersteigertes Ideal? Ist Freundschaft bei allem wechselseitigen Wohlwollen nicht immer auch mit unlauteren Motiven verquickt, die ein Eigeninteresse am anderen erkennen lassen, die ihn vereinnahmen, anstatt ihn sich selbst frei entfalten zu lassen?

Man könnte diesen Verdacht als Freibrief heranziehen, es mit der Freundschaft nicht allzu ernst zu nehmen. Die wachsende Instabilität der Lebensverhältnisse, die größere Mobilität und Flexibilität, die vielen schon beruflich abverlangt ist, hat zu Transformationen der Beziehungskultur geführt, die auch die Praktiken gelebter Freundschaft tangieren. Nicht nur Ehe und Familie, die ohne unbedingte Treue und Verlässlichkeit nicht auskommen, scheinen für viele Zeitgenossen schwer lebbar geworden zu sein. Die gestiegenen Scheidungsraten, die sprichwörtlich gewordenen Lebensabschnittspartnerschaften und *patchwork*-Familien sprechen eine eigene Sprache. Der Gestaltwandel der Beziehungskultur zeigt sich darin, dass viele

glauben, sich nicht mehr festlegen zu können, und Beziehungen nur noch unter Selbstverwirklichungsvorbehalt eingehen. Auch scheint das Misstrauen in die Konsistenz des eigenen Verhaltens zu wachsen: Wie soll ich heute wissen, wie ich morgen denken und fühlen werde? Die Single-«Kultur», die einen eigenen Markt an Lebenshilfe-Literatur hervorgebracht hat, der unter dem verlockenden Titel der «Lebenskunst» inzwischen selbst im Suhrkamp-Verlag Einzug gehalten hat, spiegelt eine spätmoderne Beziehungsunverbindlichkeit, die ein wacher Beobachter wie Botho Strauss in Büchern wie *Paare, Passanten* (1981); *Niemand anderes* (1987); *Das Partikular* (2000) literarisch protokolliert hat. Wer darauf festgelegt ist, sich nicht festlegen zu wollen, oder wer meint, sich nicht binden zu können, weil er sich selbst nicht recht über den Weg traut, der hat sich gebunden – an eine Form der Ungebundenheit, die ein Wachstum von Bindungen in der Zeit und den Überraschungen, die sie bereithält, gar nicht erst zulässt. Ist aber der Bindungsunwillige noch freundschaftsfähig? – Zwar dürfte das Fehlen fester partnerschaftlicher Bindungen kompensatorisch Freundschaften auf den Plan rufen, die das Alleinsein erträglicher machen. Freunde als gute Bekannte, mit denen man ausgehen kann, wenn man es möchte; die man anrufen kann, wenn einem die Decke auf den Kopf fällt. Aber Freunde, die mit unvorhergesehenen Schwierigkeiten anrücken und Zeit, Mitgefühl und sogar Einsatz beanspruchen? Ob Beziehungsflexibilität – einmal zur Maxime der Lebenskunst erhoben – belastbare Freundschaften begünstigt, ist fraglich. Es wäre eine eigene Untersuchung wert, ob die Single-«Kultur» mit ihren Techniken der Selbstsorge nicht einem wachsenden Gefälle zur Freundschaftsunfähigkeit unterliegt, wenn man denn unter Freundschaft die unbedingte Entschiedenheit für den anderen um seiner selbst willen versteht. «Oh Freunde, es gibt keinen Freund!»

Dem mündlich überlieferten Wort des Aristoteles hat der Pfarrerssohn Friedrich Nietzsche – nicht als sterbender Weiser, sondern als «lebender Tor» – ein nicht minder denkwürdiges Wort entgegengesetzt: «O Feinde, es gibt keinen Feind!» (*Menschliches, allzu Menschliches*, Bd. I, § 376). Der Meister des Verdachts hat darauf verwiesen, dass Freundschaften oft auf unsicherem Boden stehen. Geschmacksdifferenzen, Meinungsverschiedenheiten, Empfindlichkeiten, mögliche Missverständnisse könnten jeder Zeit zum «feindseligen Auseinanderfliehen» führen. Anerkennung und Wertschätzung kippen in Geringschätzung und Verachtung um, wo etwa Dinge angesprochen werden, an die nicht gerührt werden darf. Und doch ist, wer einem anderen in beherzter Feindschaft zugetan ist, immer noch selbst involviert. Wo Feindschaft ist, da ist Gemeinsames im Spiel, auch wenn es gegensätzlich beurteilt wird. Anders als apathische Fühllosigkeit und gedankenlose Dickfelligkeit kommen Freundschaft und Feindschaft darin überein, dass sie den anderen nicht unbeteiligt sich selbst überlassen. Nietzsche

hat darüber hinaus gesehen, dass die Aversion gegen andere nicht selten in eigenen Schwächen begründet ist, die man sich gerne verhehlt. Wer aber die eigenen Fehler mit Milde betrachtet, sollte die Schwächen der anderen nicht allzu scharf tadeln. Nietzsche hat freilich sein Diktum formuliert, ohne auf die Bergpredigt Bezug zu nehmen, die er andernorts – in seinem «fünften Evangelium» vom Übermenschen – literarisch imitiert hat (vgl. *Also sprach Zarathustra*). Jesus aber hat den Seinen, die er ausdrücklich «Freunde» genannt hat (vgl. Joh 15,15), das Unmögliche abverlangt, die Feinde zu lieben und für die Verfolger zu beten (Mt 5,43–48). Seine Feinde als Menschen zu behandeln, kann schon schwierig sein; sie aber vorbehaltlos lieben zu sollen, das ist zweifelsohne eine – die *conditio humana* überfordernde – Forderung. Doch für Jesus selbst ist sein Gebot keine hypermoralische Forderung geblieben, noch sterbend hat er für seine Feinde gebetet (vgl. Lk 23,34); man kann daher sagen, dass sich der Gekreuzigte in seinem Sterben ein für allemal als Freund nicht nur seiner Freunde, sondern auch seiner Feinde bestimmt hat. Ob die Feinde des Gekreuzigten am Ende in dieses Freundschaftsangebot einstimmen werden (können), steht freilich dahin und kann nicht in kühnen Allversöhnungsspekulationen vorweggenommen werden. Der Geist Jesu Christi aber befähigt schon hier und heute manche, das vermeintlich Menschenunmögliche zu realisieren und die eigenen Feinde mit den Augen Jesu zu betrachten. Die vielen bedrohten, verfolgten und hierzulande fast vergessenen Christen, die täglich um das Gebet für ihre Verfolger ringen, versuchen jedenfalls, sich vom verwandelnden Geist der Feindesliebe bestimmen zu lassen. «Oh Feinde, es gibt keinen Feind!»

Über den Freund-Feind-Kontrast hinaus müsste man das Wesen von Freundschaft in Absetzung von anderen Beziehungsformen (zwischen Eltern und Kindern, zwischen Lehrern und Schülern, zwischen Brüdern und Schwestern) weiter erhellen, zumal im Christentum der Diskurs der Brüderlichkeit von Anfang an eine prominente Rolle gespielt hat. Hier sei nur *en passant* noch erwähnt, dass Freundschaft im Glauben durch die Präsenz eines Dritten eine Vertiefung erfahren kann. «*Ecce ego et tu et spero, quod tertius inter nos Christus sit* – Siehe, da sind ich und du, und ich hoffe, dass der Dritte zwischen uns Christus ist», heißt es in einem wenig bekannten, aber überaus lesenswerten Werk zur geistlichen Freundschaft aus der Feder des Aelred von Rieval. Die gemeinsame Ausrichtung auf einen Dritten gibt der Freundschaft Maß und Dynamik. Diese bezieht sich zunächst auf das Selbstverhältnis. Keiner gründet in sich selbst. Wer es wagt, seine Identität auf die unbedingte Freundschaftszusage Jesu zu setzen, der braucht vor sich selbst nicht davon zu laufen, der braucht seinen Lebensmittelpunkt nicht in sich wandelnden Selbstverwirklichungsempfehlungen zu suchen, der braucht nicht in virtuelle Parallelwelten auszuweichen. Er kann, wenn es schwierig wird, wenn Vereinsamung droht, darauf bauen, dass ihm jemand

zur Seite steht. Die Freundschaftsikonografie auf dem Titelblatt zeigt einen Christus, der seinen Arm auf die Schulter des anderen legt.

Aber ist das nicht fromme Fiktion? Wie soll der Abwesende in der harten Realität des Alltags anwesend werden? Kann es Orte geben, an denen seine Nähe erfahren werden kann, an denen sich Christusfreundschaft spürbar verdichtet? «Das Gebet ist meiner Ansicht nach nichts anderes als das Verweilen bei einem Freund, mit dem wir oft und gern allein zusammenkommen, um mit ihm zu reden, weil wir sicher sind, dass er uns liebt» (TERESA VON AVILA, *Freundschaft mit Gott*, München 21990, 19). Wo die eigene Identität auf Christus gründet, wo seine Nähe immer wieder gesucht wird, da kann auch die Freundschaft zwischen Menschen in einem anderen Licht gesehen werden. Der eine nimmt den anderen als Freund eines Dritten wahr, von dem das Wort, das ebenfalls testamentarische Wort, überliefert ist: «Nicht mehr Knechte, sondern Freunde nenne ich euch» (vgl. Joh 15,15). Der Dritte aber ist der, der seine Freundschaft nicht aufgekündigt hat, als es schwierig wurde; er ist für die, die ihn verlassen, verleugnet und verraten haben («Oh Freunde, es gibt keinen Freund!»), in den Tod gegangen. «Eine größere Liebe hat niemand als der, der sein Leben hingibt für seine Freunde» (Joh 15,13). Das heißt, dass die Gabe der Liebe, die in Gestalt des gebrochenen Brotes weitergegeben wird, zur Signatur christlicher Freundschaft und kirchlicher *communio* werden müsste. Beim letzten Abendmahl hat Jesus ein Denkmal seiner Freundschaft hinterlassen. Für das prekäre Interim zwischen Himmelfahrt und Parusie kann der Abwesende zeichenhaft anwesend sein und in den gewandelten Gaben von Brot und Wein den Seinen näher kommen, als sie sich selber sind. Die Eucharistie ist als *sacramentum caritatis* immer auch *signum amicitiae*. Die Dynamik der Christusfreundschaft aber würde verraten, wo nur die spirituelle Selbstaffektion gesucht, nicht aber der Weg zu den anderen gegangen würde. «Daran erkennen wir die Liebe, dass er sein Leben für uns hingegeben hat. So sind auch wir verpflichtet, unser Leben für die Brüder hinzugehen» (1 Joh 3,16). Es gehört zu den beschämenden Seiten kirchlicher Wirklichkeit, dass sie von Formen der Freundschaftsverweigerung und Gemeinschaftszersetzung geprägt ist. Der Ruf nach Umkehr und Erneuerung, die Bitte um den Geist der Versöhnung, ist daher alles andere als billige Rhetorik.

Die angedeuteten Aspekte von Freundschaft, ihre Stärken, ihre Gefährdungen, versucht das vorliegende COMMUNIO-Heft zu vertiefen. Nach einem bibeltheologischen Beitrag, der das Proprium der Freundschaft mit Jesus vor dem Hintergrund antiker Freundschaftskonzeptionen herausarbeitet (*Thomas Söding*), wird die Bestimmung der *caritas* als Freundschaft des Menschen mit Gott bei Thomas von Aquin gewürdigt (*Eberhard Schockenhoff*). An diese Würdigung, die man durchaus als Ergänzung zur Enzyklika *Deus caritas est* lesen kann, in welcher der Aquinate als vielleicht bedeu-

tendster abendländischer Theologe der *caritas* erstaunlicherweise nicht zu Wort kommt, schließt sich eine christologische Skizze über Jesus Christus als Freund an. Sie zeigt, dass die substanzmetaphysischen Kategorien der klassischen Christologie nicht ausreichen, um die Menschlichkeit Jesu angemessen zu bestimmen, – eine Menschlichkeit, die sich vor allem in der Freundschaft zu den Seinen zeigt (*Peter Hünermann*). Was es hingegen in geistlicher Sicht heißt, ein Gefährte Jesu Christi zu sein und die eigenen Wege (und Umwege) mit ihm zu gehen, beleuchtet ein Aufsatz, der das ignatianische Erbe in Erinnerung ruft. Danach wird Christusfreundschaft zunächst als Gabe Gottes erfahren, die dann aber zugleich die Sendung zu den Menschen freisetzt (*Stephan Kessler SJ*). Die theologisch-philosophischen Beiträge werden ergänzt durch einen Streifzug, der das Ringen um Freundschaft im Spiegel der Gegenwartsliteratur erörtert (*Kerstin Schlögl-Flierl*). Um Glanz und Elend, Gelingen und Scheitern einer Freundschaft geht es schließlich auch in Thomas Bernhards *Wittgensteins Neffe*. Das Buch ist ein Einspruch gegen den Tod, es stellt den literarischen Versuch dar, einem Freund auch über den Tod hinaus die Treue zu halten (*Jan-Heiner Tück*).

Die Perspektiven werden durch eine besondere Stellungnahme zum Jesus-Buch von Joseph Ratzinger – Benedikt XVI. eröffnet. *Jacob Neusner*, dessen Buch *Ein Rabbi spricht mit Jesus* eine außergewöhnliche Würdigung durch den Papst gefunden hat, würdigt nun seinerseits die päpstliche Auseinandersetzung mit seinen Gedanken. Der in der abendländischen Geistesgeschichte bislang einzigartige Dialog zwischen einem Papst und einem Rabbiner findet so eine Fortsetzung. Eine andere, gleichsam kardinale, wenn auch indirekte Auseinandersetzung mit päpstlichen Gedanken bietet ein Beitrag aus der Feder von *Walter Kasper*. Er ist der Zukunft der Religion angesichts der offensichtlichen Erschöpfung utopischer Energien gewidmet und greift damit eine auch die Regensburger Rede bewegende Frage auf, wie nämlich das Zukunftspotential der Religion vernünftig in die kulturelle Selbstverständigung eingebracht werden kann. Das Prädikat «vernünftig» zeigt hier die doppelte Aufgabe an, *ad extra* die Pathologie einer sich selbst überschätzenden Vernunft einzuschränken sowie *ad intra* einen vernunftresistenten Fundamentalismus zur Raison zu rufen. Der faszinierenden, schwer fassbaren und mitunter oszillierenden Musik von Arvo Pärt versucht ein Essay von *Michael Gassmann* auf die Spur zu kommen. Wohl kein Komponist der Gegenwart ist so sehr dem geistlichen Erbe verpflichtet wie Pärt, dem es durch seine eindruckliche Tonsprache immer wieder gelingt, auch religiös unmusikalische Zeitgenossen hellhörig werden zu lassen für die Schönheit des Glaubens. In einem Nachruf würdigt abschließend *Dieter Hattrup* den jüngst verstorbenen Physiker und Philosophen Carl Friedrich von Weizsäcker, der sich als bekennender Christ für Gerechtigkeit, Frieden und Bewahrung der Schöpfung eingesetzt hat.